

Zeitschrift: Appenzeller Kalender

Band: 155 (1876)

Artikel: Ein Wunder am Wege und doch von Wenigen gesehen : ein Kapitel aus dem grossen Buch

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-373680>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein Wunder am Wege und doch von Wenigen gesehen.

(Ein Kapitel aus dem großen Buch.)

Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind — sagt man, und es ist wahr. Je wunderlicher eine Erzählung klingt, um so gespannter lauschen ihr kleine und große Kinder. Bei diesem Bedürfniß des frommen Gemüthes nach Wunderbarem wäre der Kalendermann kein rechter Freund seiner Leser, wenn er ihnen in einer Zeit, wo auf einer Seite Alles an Wunder glaubt, und auf der andern Seite Alle jedes Wunder bestreiten und ableugnen: ich sage, in einer solchen Zeit muß ein rechtschaffener Kalendermann auch einmal ein Wunder erzählen, denn er glaubt an Wunder; nur sind dieselben von einer etwas andern Sorte als viele Andere. Er liebt nämlich die Wunder am Wege, an denen Tausende vorübergehen, ohne sie zu sehen, viel weniger, sie zu kennen. Und diese Wunder haben den Vortheil, daß sie vom Schöpfer aller Dinge mit seinem eigenen Finger eingeschrieben sind in ein großes Buch, das alle Tage vor uns aufgeschlagen ist, und in dem jeder rechte Christenmensch lesen lernen soll.

Ich muß aber den geneigten Leser, — bevor ich mein Wunder erzähle — schön bitten, sich das Familienleben einer Blume, etwa einer Tulipane oder auch einer Kirschblüthe vorzustellen. Rings im Kreise herum stehen Fäden mit kleinen Köpfen oder Beuteln, d. h. hohlen Gefäßen, die mit feinem Staube gefüllt sind, dem Blütenstaub. Es sind die Samenträger der Blüthe. In der Mitte des Kreises steht ein stärkerer Stamm. Der ist berufen, den Staub oder den befruchtenden Samen in sich aufzunehmen. Die Staubfäden sind der männliche Theil der Blüthe, und der Stempel in der Mitte hat den Beruf des Weibes. Zur bestimmten Zeit springt der Staubbehälter auf und eine kleine Wolke von Blütenstaub entsteht, die zum Munde (oder der Narbe, wie die Gärtner sagen) des Stempels gelangt, von ihm aufgenommen und hinabbefördert wird zu der Stelle, wo die Frucht, zum Exempel die Kirsche, heranreifen wird. Natürlich ist der Stempel hohl und der Kanal geht hinab zum Grund oder Fruchtknoten.

Stem, wo kein Fruchtsaub von den männlichen

Blüthen zu dem weiblichen Theil gelangt, gibts keine Frucht. Und da dies bei vielen Pflanzen schwierig ist (der Leser denke nur daran, daß z. B. auf einer Pflanze nur männliche, auf der andern nur weibliche Blüthen sind, wie beim Hanf), so muß es auch Heirathskommissionäre geben, die Partien zu Stande bringen. So sehen wir oft, wie sorgsame Bauern einzelne Hanfsamenkörner in den Kartoffelacker streuen, um Hanfsamen zu erhalten. Oft ist weit und breit keine männliche Pflanze mit dem befruchtenden Staub. Und doch trägt der Hanfstengel Samen. Wer hat die Heirath vermittelt? Das hat der Wind gethan. Der trägt den Blütenstaub daher. Im botanischen Garten zu Berlin ist eine Pflanze weiblichen Geschlechts, deren Gatte nur in Amerika vorhanden ist. Und auch zu der jungfräulichen Blüthe dieser Pflanze trägt der Wind alljährlich den Bräutigam herbei und pflanzt in Berlin ein Geschlecht fort, das uns der menschliche Forschergeist zur Befriedigung seiner Wißbegierde aus ferner Gegend nach Berlin gebracht hat. So ist denn der Wind ein herrlicher Heirathskommissionär, der Partien zu Stande bringt, ohne erst sein Geschäft „auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege der Zeitungen“ in Schwung zu bringen.

Der Kalendermann könnte hier seine Standrede nun abbrechen, da er ein Wunder erzählt hat. Er will es aber nicht thun, sondern dem geneigten Leser noch von einem merkwürdigen Konkurrenten erzählen, der dem Wind ins Handwerk pfuscht. Davon also im zweiten Theil der Standrede.

Des Wunders am Wege zweiter Theil.

Ich glaube, die meisten meiner geneigten Leser kennen eine Pflanze, die im Volke unter dem Namen Osterluzei, oder auch: „Osterluzei-Chrut“, bekannt ist. (Siehe Abbildung.) Sie wird von vielen Landleuten als Heilmittel für mancherlei Schäden gebraucht. Sie ist eine Giftpflanze, die man an Zäunen, an Kirchhofsmauern und auf Schutthausen häufig unbeachtet läßt. Wie die zu Kindern kommt, ist sehr wunderbar, aber die

Gelehrten und wer offene Augen hat, habens richtig herausgebracht.

Ein sonderbares Kind ist die Blüthe der Osterluzei schon. Der Kelch sieht fast aus wie eine geschlossene Tulpe (der Schulmeister oder der Apotheker soll sie dir zeigen, wenn du sie nicht kennst), besteht aber nicht aus 6 Blättern wie die Tulipane, sondern aus einem einzigen Blatt, wie eine rechtschaffene Nachthaube. Nur bildet das Blatt einen verschlossenen Behälter, zu dem sich nur oben an der etwas umgebogenen Spitze ein kleiner Eingang befindet. In diesem verschlossenen Haus sind nun zwei, Mann und Frau, daheim, aber sie sind geschieden zwischen Tisch und Bett. Der männliche Theil der Blüthe (Staubbeutel) sitzt nämlich nicht auf Staubfäden, die hinaufreichen zur Narbe, sondern sie sind unten am starken weiblichen Theil (oder dem Stempel) fest angewachsen. Ein schönes eheliches Leben, wo der Mann an den Füßen des Weibes festgenagelt ist! Es ist nun völlig unmöglich, daß die Blüthe befruchtet wird. Denn der Wind kann nicht hinein, da das Haus mit dem seltenen Ehepaar verschlossen ist. Wer soll nun hier den Heiraths-Vermittler machen? Der Wind, der lose Gefelle, kann nicht, und Mann und Weib kommen nicht zusammen, so wenig als Berg und Thal.

Nun, die Natur kennt ihre Gehülfen. Ein Insekt übernimmt unter den wunderbarsten und unglücklichsten Verhältnissen die Stelle des Vermittlers, um der Natur zu helfen, wo wir wäñnen, sie sei unbeholfen. Wie's aber Kupplern häufig geht: sie bekommen des Teufels Dank, so gehts auch — oder noch schlimmer — unserm Insekt. Es bezahlt seinen Liebesdienst mit dem Leben.

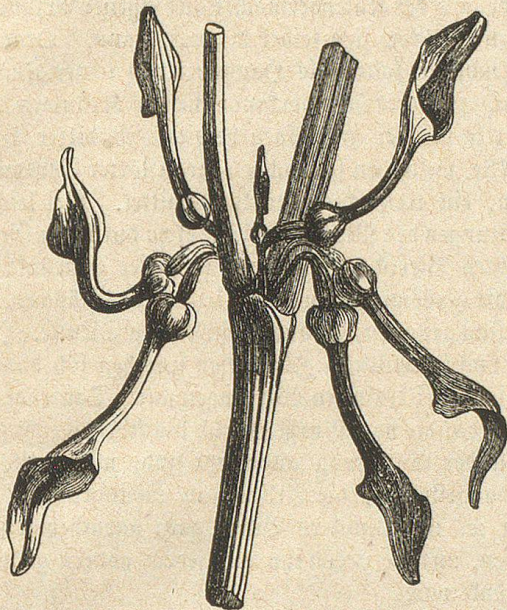
Das gehet aber also zu. Durch die erwähnte kleine Oeffnung oben am Kelch der geschlossenen Blüthe schlüpft alljährlich ein bestimmtes Insekt, angelockt von dem süßen Duft, den die Blüthe inwendig trägt. Der Weg hinein geht ganz gut, wie überhaupt der Weg zu süßer Lust immer gangbar ist, wie der fromme Gellert schon gesungen hat: „Des Lasters Bahn ist Anfangs zwar ein breiter Weg durch Auen; allein sein Fortgang wird Gefahr, sein Ende Nacht und Grauen.“ Das paßt akkurat auf

unsern kleinen Lüftling, obgleich die verschlossene Hülle der Blüthe inwendig mit Härchen besetzt ist; denn diese Härchen laufen alle nach abwärts und in den Kelch hinein, wie du's an einer Draht-Mäusefalle siehst, die du einem Slowatischen Mausefallenhändler abgekauft hast. Die Maus kommt ganz leicht hinein, denn sie drückt die Drähte auseinander. Aber wieder heraus? Das ist ganz was anders. Die Drähte versperren den Ausgang. Drum heißt man das Ding auch Mäuse-Falle. Ganz wie hier ist es mit den Haaren dieser Blüthe. Sie stehen so, daß sie beim Hineingehen des Insektes zurückweichen und das arme Bieherl hübsch nach dem Strich zu den männlichen Theilen der Blüthe gelangen kann. Hier nun genießt das arme Thier die letzte Mahlzeit nach Herzenslust — das Hentersmahl. Sobald es aber hinaus will, findet es die Oeffnung durch Haare verschlossen. Es versucht vergebens, gegen den Strich den Weg in die Freiheit zu finden. Es sieht, daß es gefangen ist und fängt nun an, in der Todesangst herumzuflattern und mit dieser Angst und Pein erregt es eine solche Erschütterung in der Blüthe, daß die Staubbehälter aufspringen und der Staub umherfliegt und so auf die Narbe des weiblichen Theils der Blüthe gelangt, um diese zu befruchten.

Es würde den Kalendermann freuen, wenn er den Lesern sagen könnte, daß nach der gestifteten Heirath die Gefängnißthüre für den Kuppler sich öffne und das in Todesangst schwebende Thierchen, das einen so wichtigen Dienst geleistet, aus der Gefangenschaft lasse. Leider aber muß ich sagen, daß die Natur hier nicht so dankbar ist. Die Härchen bleiben widerhaarig. Das Thierchen findet sein Grab im geschlossenen Gefängniß und man findet es todt im grausen Kerker, den es mit so vieler Lebenslust betreten. Das Insekt stirbt, um die Pflanze fortleben zu lassen.

Ich könnte hier abermals meine Wundererzählung schließen, und der geneigte Leser würde doch sagen, sie gefalle ihm besser als jenes von selbigen Juden, welche am Jordan Holz fällten mit entlehnten Aexten, die sie ins Wasser fallen ließen und Au wai schrien: „Dazu sind sie entlehnt!“ Durch ein Wunder aber schwammen die Aexte wieder oben auf.

Wie gesagt, der Kalendermann will Niemand den Glauben an dieses Wunder rauben, aber das von der Osterluzei gefällt ihm doch besser, weil man dazu sehen kann.



Die Osterluzei.

Da aber jede patente Predigt oder Standrede immer drei Theile haben muß, so lasse ich auch diesen dritten und letzten Theil folgen.

Des Wunders am Wege dritter Theil.

„Zufall! Zufall!“ höre ich manchen Leser ausrufen, der das Wunder bei der Befruchtung der Osterluzei gelesen. Ja Zufall! sage ich. Wer hier noch an Zufall denkt, der treibt offenbar mehr Aberglauben mit dem Zufall, als die Abergläubigsten jemals mit dem Glauben getrieben haben.

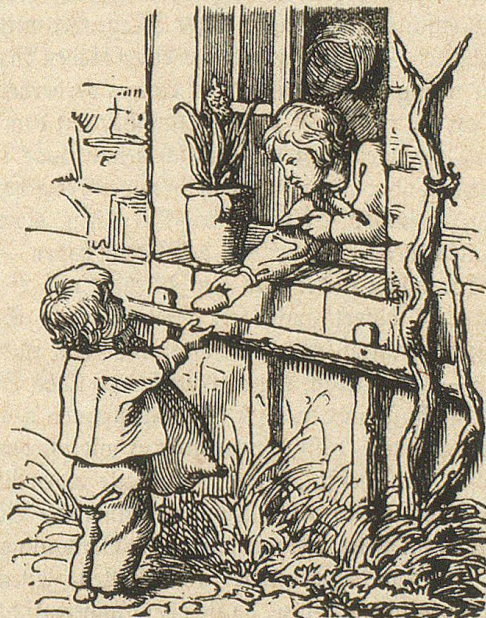
Die Beobachtung hat gelehrt, daß die genannte Pflanze nur in solcher und keiner andern Weise befruchtet wird. Du kannst es probiren. Wenn du durch Vorrichtungen es verhütet hast, daß das Insekt in die Oeffnung hineinkriecht, so stirbt die Blüthe ab, ohne Frucht zu treiben. Wo man keine Vorrichtungen dieser Art angewandt, kommt das Insekt regelmäßig um die Zeit, wo die Narbe des Fruchtaubes bedarf, verrichtet seinen Dienst und giebt sich so selber den Tod.

Die ganze Beschaffenheit der Blume ist so, daß sie des Insektes zur Befruchtung bedarf. Die Härchen im Innern des Eingangs können nicht zweckmäßiger eingerichtet sein. Schneidet

man sorgfältig die Härchen ab, oder macht man sonst eine Oeffnung in den Kelch, wo das Insekt durchkommen kann, so verläßt das Insekt die Blüthe, ohne sie befruchtet zu haben. Wer kann solchen Thatsachen gegenüber in Abrede stellen, daß eine volle Voraussicht, eine vollständige Zweckmäßigkeit in dem Verhältniß zwischen dem Insekte und dieser Blüthe obwaltet, und sich namentlich darin kund gibt, daß das Thierchen, das sonst wie alle lebenden Geschöpfe ein Widerstreben gegen Gefahren hat, gezwungen ist, hier in den Tod zu gehen, um das Leben einer Pflanze aufrecht zu erhalten?

Nicht wahr? Man sieht doch wunderliche Dinge am Wege, wenn man die Augen offen hat. Und man braucht nicht ins Elsaß oder nach Belgien zu gehen, um Wunder zu sehen. Vielleicht kommt der Kalendermann noch auf eines zu sprechen, auch am Wege, aber dann aus dem Thierreiche. Ende der Standrede.

Die jungen Wohlthäter.



Reicht dem Armen gern' die Hand,
Stützet ihn auf seinen Wegen;
Nie werd' er geschmäht, verkannt,
Mitleid trägt stets reichen Segen!

Milbert, wo ihr könnt, die Noth,
Gebt, so lange ihr könnt geben;
Bettelbrod ist schweres Brod!
O, vergeßt dies nie im Leben.